

*Im Einen sind viele Weisen.
In Zweien ist das Eine.
Am Horizont geht die Sonne auf, der Mond geht unter.
Hinter den Hügeln sind hohe Berge, kalte Wasser.*
(Vers zum Fall 2 im Hekiganroku)

Ich und der Vater sind eins.
(Evangelium nach Johannes 10,30)

Eins zu werden, ist der tiefe Sinn der Zen-Übung. Nur indem wir eins werden, finden wir den Frieden, von dem Jesus sagt: „Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.“ (Johannes 14,27). Das Veränderliche kann uns keinen Frieden geben. Im Vielerlei bleibt unser Herz unruhig. Nur die Erfahrung des vollständigen Einswerdens schenkt uns den Frieden, den die Welt nicht geben kann.

Deswegen müssen wir uns in unseren Gedanken lassen und uns in unsrem Leib aufrichten, wie Pater Lassalle immer wieder gesagt hat; wir müssen uns setzen, denn sich setzen, heißt sich erbarmen, wie Pater Johannes, gesagt hat. Nur in der Stille des Nicht-Denkens und in der Barmherzigkeit unsrer Leibmitte offenbart sich das Eine.

Wenn ich in dem kleinen Haus mitten in der Natur, in dem ich in diesen Tagen bin, aus dem Fenster schaue, dann sehe ich morgens die Sonne aufgehen und abends den Mond.
Wenn die Sonne aufgeht, verschwindet der geliebte Mond; aber wenn der Mond untergeht, erscheint die geliebte Sonne wieder. Ich fühle, dass ich morgens und tagsüber, abends und nachts im Gleichen, immer im Einen bin. Wenn ich still werde, spüre ich, dass es etwas gibt, das alles Veränderliche umgibt und hält.
Wenn ich aus dem Fenster blicke, sehe ich ein frisch umgepflühtes Feld. Ich weiß noch nicht, ob dort in diesem Sommer Mais wächst oder Rüben oder Getreide. Letztes Jahr sind die Rüben wegen der großen Trockenheit nicht gewachsen.
Hinter dem Feld erhebt sich der Wald. Den ganzen Winter habe ich nur die dunklen Äste gesehen, aber jetzt leuchtet alles in herrlichen Grüntönen! Aber das wird im Herbst wieder verschwinden.

Warum empfinde ich dennoch einen tiefen Frieden, wenn ich die Sonne und den Mond, das Feld und den Wald sehe? Sicher weil ich spüre, dass im Rhythmus der Natur zwar alles kommt und wieder vergeht, aber dass das, was vergeht, auch immer wieder kommt; dass es in der Natur also etwas Unveränderliches und Unvergängliches gibt.

Setcho, in seinem Vers zum zweiten Fall des Hekiganroku, sagt es so: „Im Einen sind viele Weisen, in Zweien ist eins.“ Auf unser eigenes Leben bezogen, heißt das: Wir werden geboren, wir wachsen auf, wir finden unsren Ort im Leben, wir bekommen Kinder, wir werden älter und freuen uns an der damit verbundenen Ruhe, aber eines Tages werden wir krank und dann sterben wir. Viele Weisen – sehen wir aber das Eine in alledem? Dafür will uns die Zen-Übung die Augen öffnen.

Dann erfahren wir, dass am Horizont der Mond aufgeht, wenn die Sonne untergeht, und dass die Sonne aufgeht, wenn der Mond untergeht. Wir erfahren, dass hinter den kurvigen Hügeln unsres veränderlichen Lebens ewige Gipfel emporragen und immerzu fließende Flüsse fließen.

Im Einswerden mit unsrem Körper, mit unsrem Atem, mit allem, was wir heute tun, erfahren wir das Eine im Vielfältigen und im Vergänglichen das Nicht-Entzweite. Wir werden eins mit Sonne und Mond, Bergen und Flüssen, eins mit Gott, der alles in allem ist.